

Festschr. f. Sievers 1925 S. 580). — Kein Widerspruch liegt in *Gahmurets erbeitel* zwischen Wh. 243, 10ff. und P. I, 7, 27, 9, 2ff. (S. 163f.), denn tatsächlich erbte er im P. nur die Rüstung. Die Stelle ist im P. ursprünglich, denn da hat sie ihren berechtigten Platz, im Wh. ist sie nur Füllsel. — Ein Unterschied im Verhältnis von Christentum und Heidentum zwischen P. und Wh. (S. 171) besteht nicht. — Bei dem Einfluss der Heldensage auf P. und Wh. darf man doch von der Liddamus-Stelle nicht absehen (S. 173). — Betreffs der Fragen aus dem Munde der Zuhörer hätte der Verf. Singer folgen sollen, den er in der Anm. 101 zitiert (S. 175). — Das VIII. Buch des Wh. wimmelt von Entlehnungen aus dem P., und dass diese Fälle in der Tat im P. ursprünglich sind, geht wieder zumeist daraus hervor, dass sie dort in den Zusammenhang und in den Vorstellungskreis hineingehören oder in der Nachbarschaft solcher dem P. entnommener Stellen sich finden. So stammen aus dem P. *heimlich gevaterschaft*, *swamp*: *lamp* (vgl. Martin, Ausg. II S. 104), *poynder flehten*, der schwarz-weiße Josweiz, die festlichen Aufzüge Wh. VIII, 382, 13—16 und 400, 15—22 (wobei *floitierre*, *pusinen*) aus P. I, 19, 6—12. II, 63, 1—12; usw. (S. 177f.). Und wie können endlich allgemein gebräuchliche Worte und Wendungen Beweiskraft haben wie *seht dá*, *mit zühten sprach*, *sigenuft*, *alsam*, *almeistic*, *manheit*, *touc*? Darum kann auch die mit der gleichen Methode geführte Begründung für ein zeitliches Zusammengehen von Wh. IX, dem Gahmuret und den Titulbruchstücken S. 182ff. nicht überzeugen.

Die Untersuchungen von Singer haben den Nachweis geliefert, wie stark bei der Abfassung des Wh. in W. die Erinnerung an den P. nachgeklungen hat. Leider hat der Verf. ihnen, die er genau kennt, zu wenig Einfluss auf seine eigenen Gedankengänge gewährt.

Es ist nicht leicht, dem Buche gerecht zu werden. Mit blossem Absprechen ist es nicht getan. Wenn es auch vielfach zum Widerspruch herausfordert, so nimmt es doch in der Wolframforschung eine aussergewöhnliche Stelle ein und bietet, trotz vieler Bedenken, reiche Anregung und Belehrung.

Heidelberg.

Gustav Ehrismann.

Georg Mahnken, Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts (= Hamburgische Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie, herausgegeben von Conrad Borchling, Robert Petsch, Agathe Lasch. Reihe II: Untersuchungen, Bd. 4.) Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1925. XII, 127 S. 8°. Geb. M. 8.

Die Hamburger Namenquellen beginnen mit dem ältesten Stadterbebuch 1248, 1274 schliessen die Erbebücher der Katharinen-, Jakobi- und Nikolaipfarrei an (das von St. Petri ist 1842 verbrannt), das Ende des Jahrhunderts bringt noch einige Vertrags-, Schuld- und Rentebücher mit einer langsam sich verbreiternden Namenwelt, die M. bis etwa 1310 verfolgt. Dabei fand er das methodisch beste und landschaftlich nächstliegende Muster bei K. Carstens, Beiträge zur Geschichte der bremischen Familiennamen (Marburg 1906). Der grundlegende Teil von Mahnkens Arbeit, die Liste der Einzelnamen aus alter Zeit S. 1—21 mit den vielen an verschiedenen Stellen mitgeteilten Einzelbetrachtungen ist schwer zu bewältigen und hat mit seiner alphabetischen Anordnung offenbar dem Verfasser den Grund geliefert, seinem Buch kein Register mitzugeben. Erreicht wird damit, dass der willige oder unwillige Leser das ganze Buch durcharbeiten muss. Froh wird er dieses Geschäfts erst in den Abschnitten über Namen nach Gewerbe, Amt und Stand, Namen nach kennzeichnenden Eigenschaften und Personennamen, die die Herkunft bezeichnen. Der Grammatiker wird besonders dankbar sein für die Beigabe des Ueberblicks über die Entwicklung der Vokale und Konsonanten der Namen. Mit alledem fördert M. wichtige Probleme auf den verschiedensten Gebieten der Namenforschung. Manche Frage wird endgültig beantwortet, anzumerken bleibt wenig.

M. weist S. 73 einen *Godeco Hunderpunt* aus dem Jahre 1309 nach und erklärt ihn S. 74 als Namen, der auf besonderes Körpergewicht deute. Dem steht entgegen, dass *pund* nicht Gewichts-, sondern Münzname ist, und dass ältere Bildungen wie Zwenphennig, Hundertmark u. ä. nach der Zahl unverkennbare Münznamen bieten. Hundertpfund und seinesgleichen sind Protzennamen, wie sich aus meiner Uebersicht in den Germanica, Eduard Sievers zum 75. Geburtstag (Halle 1925) 203 ff. ergibt. Auch O. Behaghels Arbeit über die Imperativnamen, Neuphil. Mitt. 25 (Helsingfors 1924) 133 f., konnte M. noch nicht benutzen, sonst hätte er in dem Abschnitt über die Satznamen S. 88 ff. gewiss manches anders gefasst. Sicher keinen „Imperativnamen“ trägt *Johann Bradenheket* (1298) M. 89 und 91: es ist der Acc. „gebratenen Hecht“, in dem der Ruf verewigt ist, mit dem der Namenträger seine Mahlzeit heischt oder als Garkoch seine Ware ausruft. So haben wir in Freiburg i. B. bis vor kurzem einen *Herrn Schwinis* gehabt, der sich seinen Uebennamen dadurch zugezogen hatte, dass er ins Wirtshaus mit der Frage zu treten liebte: *henn er hüt eppes šwinis?* *Gherardus dictus Rayt* (1304), mit dem sich M. 46 und 66 plagt, kann Einwanderer vom Niederrhein, aus Raydt bei München-Gladbach sein: Einwanderer von da stellt M. 99 f. zusammen, *dictus* vor dem Ortsnamen weist er bei *Th. dictus Suolle* S. 95 nach. Reif für eine zusammenfassende Betrachtung ist eine Gruppe von Handwerkernamen, der M. 60—65 reichen Stoff zuführt: *Seilt* für den Schildmaler, *Hofnaghel* (1280) für den Hufschmied, *Pepercorn* für den Krämer, *Grope* (1292) neben *Gropere* (1286). Die Gruppe ist im alten Hamburg besonders gut und früh entwickelt, spielt aber auch anderwärts eine Rolle: gut durchsichtig ist der Sattler *Settelin* im Haus zum *Settelin* in Freiburg i. B., freilich erst im 15./16. Jahrhundert, s. meine Familiennamen im bad. Oberland (1918) 72. Ob man dabei mit M. 48 von Kurzformen gewerblicher Beinamen reden darf, müsste eine vergleichende Untersuchung ergeben. Reich ist M.s Arbeit an Namengleichungen, die sich aus den Urkunden ergeben. Lässt sich *Alardus dictus Unueruerde* (1309) gleichsetzen mit *Elwardus imperterritus* (1251), oder *Willekinus Crane* (1259) mit *Willekinus dictus Crus* (1266), *Johs. dictus Cnop* (1268) mit *Johs. Nodus*, so sind die Namen ohne viel Worte endgültig aufgeklärt. Seit Socins Mhd. Namenbuch (Basel 1903) ist kaum ein Werk mit so viel fördernden Namengleichungen erschienen, wie sie jetzt M. ausbreitet. Höchst lehrreich ist zum Schluss eine Ziffer: auf 556 alte Taufnamen und ihre Ableitungen kommen im alten Hamburg erst 92 Uebennamen nach körperlichen und geistigen Eigenschaften.

Alles in allem: es ist eine Freude, dass diese Arbeit getan und dass sie so getan ist.

Giessen.

Alfred Götze.

Lessings Werke. Ausgabe in 25 Teilen (20 Textbände). Herausgegeben mit einem Lebensbild und Einleitungen von J. Petersen und W. von Olshausen in Verbindung mit Karl Borinski†, Fritz Budde, Albert Hirsch, Waldemar Oehlke, Walther Riezler, Alfred Schöne†, Eduard Stemplinger und Leopold Zscharnack. Leipzig, Bong, o. J. In Ganzleinen Band M. 4.80, Halbleder Band M. 8.

Jawohl, ohne Jahr! Nach schlechter moderner Verleger-sitte, und zunächst auch ohne Gesamtverzeichnis des Inhalts; es soll jedoch ein Anmerkungsband und ein Registerband nachfolgen. Sonst aber uns ein schönes, wert-

volles Geschenk, gleich ausgezeichnet durch die tadellose Ausstattung wie den inneren Gehalt. Ein Werk, dessen Druckbeginn 15—20 Jahre zurückliegt. Zwei der Mitarbeiter sind nicht mehr am Leben: Karl Borinski und Alfr. Schöne, deren Beiträge mit 1910 unterzeichnet sind.

Die Ausgabe ist von grosser Vollständigkeit; sie geht in der Aufnahme von Uebersetzungen Lessings noch über Lachmann-Muncker hinaus. Die Anordnung ist zunächst sachlich, indem sie das stofflich Gleichartige vereinigt. So ist etwa alles, was auf deutsche Sprache und Literatur sich bezieht, in einem Bande vereinigt, oder es ist alles dem Thema nach den antiquarischen Briefen Verwandte mit diesen zusammengeschlossen. Innerhalb der sachlichen Gruppen gilt die zeitliche Anordnung. Die Reihe eröffnet Jul. Petersen mit einem knappen, ausgezeichnet zusammenfassenden Lebensbild, dem es an da und dort aufzuckenden geistreichen Lichtern nicht fehlt („das dramatische Epigramm Philotas“). Die einzelnen Teile, bisweilen auch die Teile der Teile, sind von trefflichen Einführungen eingeleitet. Ich erwähne etwa, ohne die anderen zurücksetzen zu wollen, die musterhaften Darlegungen von W. v. Olshausen über die schwierigen Probleme der Emilia Galotti, von Petersen über die Hamburgische Dramaturgie, von Schöne über die Schriften zur antiken Kunstgeschichte, mit ihrer Behandlung des Falls Chabrias, mit dem Hinweis auf Herders Ablehnung der kritischen Wälder, wobei es mir freilich nicht einleuchten will, dass der Schluss der antiquarischen Briefe den grossen König treffen soll, die Erörterungen Zscharnaks zu den theologischen Schriften. Dass bei der Erziehung des Menschengeschlechts der Anteil Thaers mindestens eine äusserst geringe Rolle spielt, ist auch das Ergebnis meiner Nachprüfung.

Nicht ganz einwandfrei ist die Einleitung Hirschs zu den Schriften zur deutschen Sprache und Literatur. Was ein stilistisch-etymologisches Interesse sei, weiss ich nicht (S. 10); Lessings Bemerkungen über die Flexion des Adj. haben mit dem Stil nichts zu tun. Lessing stellt einen Rennertext her „nach drei Wolfenbütteler Hss.“; Hirsch macht daraus „nach den drei Wolfenbütteler Hss.“; es gibt aber deren vier. Das bekannte Urteil Friedrichs des Grossen trifft höchstwahrscheinlich nicht das Nibelungenlied, sondern den Parzival. Die „glossierenden Bemerkungen“ gelten mit Ausnahme der beiden ersten nicht dem Nibelungenlied, sondern der Klage.

Die Sprache der Einleitungen ist, insbesondere bei Alfr. Schöne, nicht immer ohne Anstoss. Stemplinger spricht 1,7 von „Lessings Anschauungswandel hinsichtlich der Fabeltheorie“; ebda.: „Lessing kam zu einem ganz anderen Ergebnis in der Theorie, als er früher selbst in der Praxis ausgeführt hatte“, 1,9: „Lessing hatte am Epigramm eine besondere Lust“; L. gau hatte „den Hochsitz der epigrammatischen Poesie erklommen“, „so finden sich auch in Lessings Epigrammen nicht selten Gedichte, die nicht nur eine blosse Uebersetzung sind“.

G i e s s e n.

O. B e h a g h e l.

H. Lüdeke, Ludwig Tieck und das alte englische Theater. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Deutsche Forschungen, herausgegeben von Friedrich Panzer und Julius Petersen. Heft 6. Frankfurt a. M. 1922. VIII, 373 S.

Das Thema dieses umfangreichen Werkes ist wichtig genug und sonderbarerweise bisher nie eingehend behandelt

worden. Um so erfreulicher, dass es hier eine so gründliche und abschliessende Bearbeitung findet. Lüdeke beginnt mit einem kurzen Ueberblick über die Kenntnis des altenglischen Theaters bei uns vor Tieck. Eschenburg (1787) war der erste, der sich in Deutschland um das historische Verständnis Shakespeares eindringlich bemühte, indem er über das alte englische Theater überhaupt schrieb. Dadurch wurde er unmittelbarer Vorläufer Tiecks. Ein weiteres Kapitel erzählt die biographische Geschichte von Tiecks Studien. Wie er als Schüler schon Shakespeare-Enthusiast ist, an Wackenroder einen befreundeten Genossen findet, als Göttinger Student sich mit den anderen altenglischen Dramatikern bekannt macht, 1792/93 sich an eine erste Prosaübersetzung wagt (Shakespeares „Sturm“), die 1796 mit einer Abhandlung „Ueber Shakespeares Behandlung des Wunderbaren“ im Druck erscheint. Sie war freilich fehlerhaft genug. Ben Jonson interessiert ihn lebhaft. Damals plant er auch zuerst das dann von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit Spannung erwartete, nie vollendete Buch über Shakespeare. Ein handschriftliches Fragment von 1795, über das L. eingehend berichtet, zeigt, dass dies Buch ursprünglich ein fortlaufender Kommentar zu den einzelnen Dramen werden sollte. Ein zweites Werk sollte ergänzend über das altenglische Theater unterrichten. Gedruckt wurden von solchen ersten Bemühungen nur Briefe über Shakespeare und die Uebersetzung eines Stückes von Ben Jonson. Dann plant er, offenbar schon damals ein Werk strenger Wissenschaftlichkeit als über seine Kräfte fühlend, eine romanhafte Behandlung dieses Stoffes. 1821 erscheinen endlich zwei Bände Altenglisches Theater, das die apokryphen Shakespeare-Stücke enthält, die immer Tiecks Steckenpferd waren. Dann nimmt er einen neuen Anlauf, führt (von 1814 an) wirklich zwei Kapitel des Shakespearebuches aus. Sie bilden, von Köpke veröffentlicht, den einzigen erhaltenen Teil. Die ursprünglich als Nebenwerk gedachte „Vorschule“ dagegen wird nach der englischen Reise vollendet, aber nur so — wie die später fortgeführte Schlegelsche Ausgabe —, dass Dorothea und der Graf Baudissin die erste Uebersetzung herstellen und Tieck sie dann überarbeitet. Ein Leben voll Enthusiasmus und wissenschaftlichem Interesse für Shakespeare und die zugehörigen englischen Dramatiker. Und diese Studien, so unzulänglich sie im einzelnen sind, haben als Ganzes zweifellos die Shakespeare-Kennntnis und -Erkenntnis bei uns wesentlich gefördert und die wissenschaftliche Anglistik begründen helfen.

Lüdeke verfolgt, unter Benutzung von Tiecks handschriftlichem Nachlass, sehr eingehend seine Shakespeare-Studien nach ihrer Entwicklung, ferner im Zusammenhang die Bemühungen um Shakespeares Zeitgenossen. Tiecks schwache philologische Arbeiten werden erörtert, auch seine nicht ganz geglückte Rekonstruktion der alten englischen Bühne. Dann legt L., unter sorgfältigem Abwägen aller Kriterien und Benutzung der erhaltenen Handschriften dar, wie Tiecks Anteil an der grossen Ausgabe zu werten sei. Wenn er auch kein einziges Werk Shakespeares selbständig übersetzt hat — gegenüber Freytags übelwollender Darstellung weist L. positiv nach, dass Tiecks Anteil bei dieser Gemeinschaftsarbeit nach Grösse und Wert sehr bedeutend und — so darf man ruhig sagen — für das Zustandekommen des Unternehmens entscheidend war. Wenn Tiecks Name schliesslich allein auf dem Titelblatt stand, so geschah das zwar mit Rücksicht auf den buch-